

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt**

32 (19.4.1873)

# Unterhaltungs Blatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 32.

Oberndorf, Samstag den 19. April

1873.

### Harte Köpfe.

(Fortsetzung.)

Unter einer Weide, die ihre zierlichen Zweige fast bis auf den Wasser Spiegel niedersenkte, auf moosigem Grunde legte er sich nieder, um die Träume der Kindheit durch seinen Geist wieder hinzuziehen zu lassen. Geraume Zeit lag er da, bis ein Rauschen in dem Weidengebüsche seine Aufmerksamkeit erregte. Zwischen dem Grün hindurch sah er ein helles Kleid schimmern, regungslos blieb er liegen. Ein junges Mädchen, noch ein Kind, sprang kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt, an das Ufer. Durch den feierlichen Hauch, der über dem See lag, überrascht, stand es einen Augenblick still und schaute träumend über die Wasserfläche hin.

Er sah des Kindes große Augen erglänzen, unergründet tief wie die Sage von dem See ging. Er glaubte auch in diesen Augen den Himmel sich wieder spiegeln zu sehen. In dichten Locken fiel das dunkle Haar des Kindes bis auf die entblößten Schultern hinab. Das fein geschnittene Gesicht hob sich in scharfem Umrisse gegen die dunkle Fläche des Wassers ab. Wäldlich fing das junge Mädchen an, sich zu rühren. Uebermüthig schüttelte es die Locken. Spielend, halb tanzend sprang es am Ufer umher und kaum hatte es einen Kleinen, zwischen Schilf halb versteckten Kahn, dessen sich der Schiffer bediente, entdeckt, sprang es hinein, löste die Kette welche denselben an das Ufer band, ergriff eine in ihm liegende Stange und stieß das kleine Fahrzeug vom Ufer ab.

Es jauchzte auf vor Freude, als der Kahn durch das Wasser hinschob. Einige Stöße mit der Stange trieben denselben immer weiter dem Mittelpunkt des Sees zu, bis die Tiefe zu groß wurde und die Stange keinen Grund mehr faßte.

Unbekümmert, arglos ließ das Kind die Stange sinken, keine Besorgniß, das Ufer wieder zu erreichen, überkam es. Aus seinen leuchtenden Augen sprach das freudige Gefühl, allein auf der Fläche des Sees zu schwimmen und sich in dem leichten Fahrzeuge zu wiegen und zu schaukeln. Und immer ungestümer wurde dies Schaukeln. Die Augen des Kindes folgten den dadurch hervorgehenden kleinen Wellen, die sich in immer größerem Kreise ausdehnten, bis sie endlich leise plätschernd an das Ufer schlugen.

Regungslos mit angehaltenem Athem sah Georg diesem Spiele zu. Wäldlich rauschte das Wasser auf und ein lauter Angstschrei lönte durch den Wald hin. — Erschreckt sprang Georg empor. Es dunkelte vor seinen Augen. Als das Licht denselben wiederkehrte, sah er den umgeschlagenen Kahn auf dem See schwimmen und den schwarzen Lockenkopf des Kindes aus dem Wasser empor tauchen. Ohne Säumen warf er den Rock ab und sprang in den See. Ein gewandter Schwimmer, näherte er sich schnell der Stätte des Unglücks, welche der ruhig daliegende Kahn ihm bezeichnete, mit namenloser Angst suchte sein Auge nach dem Kopfe des Kindes. Da tauchte derselbe, als er den Kahn erreicht hatte, zum letztenmale zur Fläche empor. Er erfaßte das Kind, er hielt den Kopf desselben aus dem Wasser empor, er preßte den Körper des lieblichen Wesens fest mit der Rechten an sich und schwamm mit der Linken zum Ufer zurück.

Er schaute in ein bleiches, lebloses Gesicht, als er das Ufer erreicht hatte und das Kind auf den Rücken niederlegte. Die großen Augen waren geschlossen, die schwarzen Locken hingen wirr nah über die Stirn und die Schläfen. Die schmalen Lippen waren etwas geöffnet, als habe sie der Tod in dem Augenblicke getroffen, als sie zum letzten Male um Hilfe rufen wollten.

Kein Zeichen des Lebens war in dem Kinde mehr zu entdecken. Ein verzweiflungsvoller Schmerz erfaßte Georg. Konnte das

Leben so rasch aus einem Körper entwichen seyn, der noch vor wenigen Minuten sich so lustig auf dem Wasser geschaukelt hatte. War es möglich, daß diese dunkeln, leuchtenden Augen sich nie wieder öffnen wollten.

Er vermochte diesen Gedanken nicht zu fassen. Er warf sich neben dem Kinde nieder, legte den Kopf desselben auf seinen Schooß und rieb die Stirn und die Schläfen, die Hände und den weißen Nacken. Sein eigenes Leben würde er hingegeben haben, wenn er nur das dieses Kindes hätte zurückrufen können.

Da erschien es ihm, als ob die bleichen Wangen sich schwach rötheten, als ob die Brust der regungslos Daliegenden sich leise hob und die Lippen zuckten. „Sie lebt, sie lebt!“ rief er aufjauchzend und sich niederbeugend küßte er ungestüm die bleichen feinen Lippen.

Das Kind schlug die Augen auf. Sein erster Blick begegnete Georgs freudig strahlenden Augen, ein Lächeln, wie das einer Träumenden, glitt über ihr Gesicht hin, dann richtete sie sich langsam empor. „Wo bin ich?“ fragte sie erstaunt. Sie war sich des Geschehenen noch nicht bewußt, aus einem lieblichen Traume, der ja die meisten Ertrinkenden in den Tod hinüberführt, erwachend, erblickte sie das schöne, über sie gebeugte Gesicht des Jünglings.

„Du lebst!“ rief Georg und preßte die Gerettete fest an die Brust. Er wußte nicht, wer sie war, allein, daß er ein Leben, dies Leben errettet hatte, erfüllte ihn mit unsagbarer Freude.

Das Kind rang sich aus seinen Armen nicht los, das junge Herz schlug so rasch und glücklich, obschon es sich dieses Glückes nicht bewußt war und noch nicht zu unterscheiden vermochte, ob alles ein Traum oder Wirklichkeit war.

Erst allmählich kehrte die Erinnerung des Geschehenen zurück. Ein banger Blick auf den See, auf dessen Mitte der Kahn noch schwamm, erklärte ihr alles.

„Du hast mich gerettet?“ fragte das Kind und seine Augen hingen an Georgs Lippen, als wünschten sie die Befragung dieser Frage zu erhalten.

„Ja habe Dich gerettet!“ rief Georg. „Ich lag hier am Ufer, ich sah, wie Du Dich lustig in dem Kahne schaukeltest und wie derselbe mit Dir umschlug. Ich sprang in den See und gottlob, es ist mir gelungen, Dich zu retten!“

Einen Augenblick lang blickte das Kind ihn schweigend an. „Wer bist Du?“ fragte es dann. Georg nannte seinen Namen. „Und wie heißt Du?“ fügte er fragend hinzu.

„Selma Braddon, mein Vater ist der Gutsbesitzer.“

Unwillkürlich zuckte es über Georgs Stirn wie ein düsterer Schatten hin, als er den Namen des Mannes vernahm, gegen den er von Jugend auf einen tiefen Groll in sich trug. „Selma Braddon,“ wiederholte er langsam. Weshalb mußte dies Kind, welches ihm wie eine Gestalt aus dem Feenreiche erschien, dem Manne angehören! Weshalb mußte dieser Name sich in das Glück, welches er empfand, mischen! Rasch drängte er diese Gedanken indes zurück, als er in die großen dunkeln Augen des Kindes schaute. Er sprang auf und umhüllte die von Wasser Triefende mit seinem Rocke, er preßte sie fest an sich, um sie zu erwärmen.

Der nahebegeugte Hufschlag eines Pferdes drang in diesem Augenblicke an sein Ohr. Braddon, der den Hüferuf seines Kindes gehört hatte, sprenge, das Unglück ahnend, heran. Ueberrascht hielt er das Pferd an, als er Selma in den Armen Georgs erblickte.

„Vater, Vater!“ rief Selma empor springend und zu ihm eilend. Braddon hatte keinen Blick für sein Kind, es war ja gerettet. Sein Auge ruhte auf Georg, seine Brauen waren zusammengezogen. Als Georg mit seinem Vater aus der Stadt gekommen war,

hatte er ihn zufällig gesehen, er hatte ihn sofort wieder erkannt, und der Gedanke, daß der Sohn des Müllers, den er so unversöhnlich haßte, sein Kind gerettet habe, daß er es mit seinen Armen umfange, zuckte durch ihn hin. Er hatte nie gelernt, sich zu beherrschen, am wenigsten in den letzten Jahren, in denen er alle Menschen, die ganze Welt haßte.

„Vater, Georg hat mich gerettet!“ rief Selma. „Ich war in dem Raune auf den See gefahren, der Kahn schlug um, ohne ihn wäre ich verloren gewesen!“

Mit einem einzigen Blicke hatte Braddon diesen Hergang errathen, aber ein anderer Gedanke tauchte in ihm auf. „Und wie kommt er hierher?“ fragte er, indem ein spöttisches Lächeln um seinen Mund zuckte.

„Der Zufall hat mich hierher geführt,“ entgegnete Georg, „oder vielmehr ein gutes Geschick!“

„Der Zufall?“ rief Braddon höhrend. „Dies ist mein Wald — hier hast Du nichts zu suchen!“

„Vater, Vater, er hat mir das Leben gerettet,“ unterbrach ihn Selma flehend.

Braddon hörte in seinem Zorne die Worte des Kindes nicht. In Georgs Wangen war das Blut geschossen. Es war ihm, als ob er den Streich des Mannes zum zweiten Male auf seiner Wange schmerzhaft brennen fühlte. Er dachte an die Worte seines Vaters, daß Braddon wider alles Recht der Gemeinde diesen Wald vorenthalte.

„Ich stehe auf dem Boden, welcher der Gemeinde gehört!“ rief er trotz. „Sie ist um dies Recht betrogen, jedoch nicht für immer!“

„Bursch!“ unterbrach ihn Braddon heftig, „Du hast schon einmal als Knabe meine Reittpeitsche gefühlt, hüte Dich, daß Du sie nicht zum zweiten Male kostest!“

Dies waren die schlimmsten Worte, die Braddon wählen konnte, denn sie trafen Georg an der schmerzhaftesten Stelle. „Ein schwaches Kind schlagen kann jeder Bube — versuchen Sie es zum zweiten Male!“ rief er. Entschlossen, furchtlos, stand er da, seine Augen glühten. —

Braddon würde zum zweiten Male eine Reibheit begangen haben, hätte Selma nicht mit lautem Ausschrei sich ihm entgegen geworfen. Sie umklammerte seinen Arm und blickte flehend zu ihm auf. Und Braddon mäthigte sich. Die entschlossene Haltung Georgs mochte ihn mahnen, nicht zu weit zu gehen, denn er hatte keinen Knaben mehr vor sich, und der Wassermüller hatte ihm bereits einmal bewiesen, daß er stärkere Arme als die feintigen besaß.

„Komm Selma,“ sprach er, Georg mit verächtlichem Blicke den Rücken zurückkehrend.

Er wollte das Kind auf den Sattel heben, dasselbe riß sich indes von ihm los, eilte auf Georg zu, erfaßte dessen Hand und führte sie an ihre Lippen, ehe er dies verhindern konnte. Ohne Widerstreben ließ sie sich nun von ihrem Vater in den Sattel heben, Braddon schwang sich selbst auf das Pferd, stieß demselben heftig die Exoren in die Flanken und sprengte rasch davon.

Regungslos blieb Georg stehen und blickte ihm nach. Der dankende und flehende Blick, welchen Selma ihm noch als Gruß zugeworfen hatte, ließ ihn für einen Augenblick die durch ihren Vater widerfahrene Beleidigung vergessen. Nur zu bald kehrte ihm indes dieselbe in die Erinnerung zurück. Aufgeregt eilte er heim.

Als er seinem Vater diesen Vorfall erzählte, fuhr dieser wild und zornig auf. „Zum zweiten Male hat Dir der Mann wehe gethan!“ rief er. „Vergiß das nicht, Georg! Denke daran und wenn auch Jahre dahinschwänden sollten, ehe Du ihn wieder siehst! Haha! So lohnt es der Mann, weil Du sein Kind gerettet hast! Es besteht zwischen uns und dem Manne eine Feindschaft, die durch nichts ausgesöhnt werden kann — durch nichts!“

Er brach das Gespräch ab, weil Erinnerungen in ihm aufstiegen, die er nicht verrathen durfte.

Mit Gewalt zog es Georg an den folgenden Tagen in den Wald zurück. Er suchte den See wieder auf, weil er hoffte, Selma, welche er nicht vergessen konnte, wieder zu treffen — vergebens. Des Kindes dunkle Augen hatten einen Eindruck auf ihn gemacht, aber den er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Er wußte nur, daß er dieselbe überall zu erblicken glaubte, mochte er allein in dem kleinen Garten sitzen oder mochte er durch die Felser

hinschweifen. Er sah Selma nicht wieder. Schon nach wenigen Wochen kehrte er zur Universität zurück.

### 10. Wiedersehen.

Georg hatte sein Examen gemacht und zwar in so glänzender Weise, daß seine Examinatoren offen bekannten, noch nie einen befähigteren Kopf kennen gelernt zu haben und ihm eine glänzende Zukunft voraussagten. Georg hatte das letzte Jahr seiner Studienzeit mit unermüdlichem Fleiße benutzet, und je mehr er sich den ernstlichen Arbeiten hingab, um so mehr Abneigung empfand er gegen die Vergnügungen, die er allerdings bis zum Uebermaß genossen hatte. Und diese Zeit der Arbeit hatte auch in seinem ganzen Wesen eine große Veränderung hervorgerufen. Er war stiller geworden und es gab sogar Tage für ihn, an denen er mit unverkennbarer Scheu jedem Verkehr mit Menschen auswich, an denen er am liebsten still daheim saß oder in Träumen eine Zukunft ausspinnend, die noch dunkel vor ihm lag. Sein bleiches Gesicht trug noch deutlich die Spuren des angestregten Studirens, jedenfalls hatte dasselbe nicht dadurch verloren, denn die dunkeln Augen schienen noch mehr zu leuchten als früher.

Er haite sich, dem Wunsche seines Vaters und seiner eigenen Neigung folgend, für die advocatorische Laufbahn bestimmt und arbeitete bei dem Anwalte, welcher den Prozeß des Dorfes gegen Braddon führte, um alle Formalitäten des Rechtslebens sich anzueignen, zugleich aber auch, um Gelegenheit zu haben, den langjährigen Prozeß, den er ja selbst später übernehmen sollte, auf das genaueste kennen zu lernen.

Es gewährte ihm die liebste Beschäftigung, die alten Akten zu durchlesen und den Prozeß von Anfang an zu verfolgen. Und oft, wenn er über den Wald las, drängte sich ihm ein Bild auf, welches er vergebens zu verschweigen sich bemühte — es war das Bild des Kindes, welches er aus dem See errettet hatte. Er legte die Akten dann wohl zur Seite und ließ seine Erinnerung um Jahre zurückeilen. Was war aus dem Kinde mit den wunderbar tiefblickenden Augen geworden? Er hatte es nie wieder gesehen, nichts wieder davon gehört. Als vereinzelte liebliche Erscheinung stand Selma in seiner Erinnerung da. Was war es, das ihn zwang, an diesem Kinde, welches er vielleicht nie im Leben wieder sah, einen solchen Antheil zu nehmen? Er vermochte sich selbst keinen Aufschluß darüber zu geben.

So viel als möglich war er bis jetzt jedem gesellschaftlichen Verkehr in der Stadt ausgewichen, allein dies war das Mittel, um ihn fast mit Gewalt in denselben hineinzudrängen. Man war neugierig, den jungen und hübschen Mann, der ein so glänzendes Examen gemacht hatte und ganz zurückgezogen lebte, näher kennen zu lernen. Es war auch in der Stadt kein Geheimniß geblieben, daß er auf der Universität ein sehr lustiges Leben geführt, und ebenso gut wußte man, daß ihm auch jetzt die Mittel nicht fehlten, jenes Leben fortzusetzen, da er einen sehr reichen Vater hatte. Es mußten also ganz besondere Gründe vorhanden sein, die ihn zu dem eingezeichneten Leben veranlosten und die verschiedensten Vermuthungen wurden hierüber aufgestellt.

Auch der Advokat Schnorr, bei welchem Georg arbeitete, hatte sich alle Mühe gegeben, ihn zu einem gesellschaftlichen Leben zu bewegen. Schnorr selbst war ein Lebemann. Den Tag über arbeitete er mit ausdauerndem Fleiße, kaum brach indes der Abend herein, so ließ die Spannkraft seines Geistes nach, weil derselbe ihm bereits in irgend eine lustige Gesellschaft vorausgeeilt war.

„Sehen Sie,“ sprach er zu Georg, wenn er dessen Einsiedlerleben beschränkte, „man muß nur verstehen, seine Zeit richtig einzutheilen. Sie werden mir einräumen, daß ich bedeutend mehr Pflichten habe als Sie, denn ich bin Advokat und Notar, Bürger, Familienvater und Mensch. Des Morgens beim Kaffeetrinken gehöre ich meiner Familie an, dabei absolvire ich meine Pflicht als Bürger, indem ich die Zeitungen lese und mich über die Regierung, das Militär, die Steuern und noch andere Dinge ärgere. Dann trete ich meine Pflicht als Advokat und Notar bis gegen Abend an und darauf werde ich Mensch, das heißt, ich lebe mir und meinem Vergnügen, denn als Mensch hat man die Verpflichtung, lustig zu leben. Ich laße mich jeden Abend mit dem befrühdigenden Bewußtsein, meine Pflichten gethan zu haben, zur Ruhe. Sie könnten das Alles doch viel leichter haben und könnten namentlich Ihrem

Menschen mehr Zeit widmen. Nun beweisen Sie mir, daß ich mit meinen Absichten Unrecht habe!"

Diesen Beweis konnte Georg allerdings nicht führen, ebensovienia ließ er sich indeß in seinen Neigungen dadurch beeinflussen. Er hatte Schnorr's Drängen, an einem bevorstehenden Balle Theil zu nehmen, nachgegeben; als indeß der Tag des Balles heranrückte, bereute er sein Versprechen und sprach dies gegen Schnorr aus.

"Sie müssen heute Abend mitkommen, Doctor!" rief Schnorr. Georg hatte sich nämlich gleichzeitig mit dem Examen den Doctorgrad erworben. — "Sie müssen, sage ich. An diesem Balle nehmen Alle Theil, welche sich zu den Honorationen der Stadt rechnen. Wenn Sie fehlen, schließen Sie sich damit von selbst aus der guten Gesellschaft aus, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß selbst der Nachwächter Sie nicht mehr gehörig respectiren wird. Mit einem einzigen Blicke lernen Sie heute Abend die Schönheiten und die Häßlichkeiten unserer Damenwelt kennen und von beiden Species besitzt unsere Stadt einige vorzügliche Exemplare. Sie essen dabei ganz anständig und trinken einen wirklich guten Wein. Doctor, Sie müssen an dem Balle Theil nehmen, mindestens zehn Damen habe ich die feste Versicherung, Sie heute einzuführen, geben müssen. Sie würden mich durch Ihr Fortbleiben vorbrüchig machen und mir die Feindschaft von mehr als zehn jungen und hübschen Damen zuziehen — das ertrage ich nicht!"

Georg gab endlich aufs neue sein Versprechen, als aber der Abend hereinbrach, saß er allein auf seinem Zimmer, blickte trübselig vor sich hin und dachte nicht im geringsten an den Ball.

"Dacht' ich es doch!" rief Schnorr, in das Zimmer tretend. "Sie sitzen noch so ruhig da, als ob die Polonaise, mit welcher der Ball eröffnet wird, erst nach Mitternacht getanzt würde. Doctor, ich glaube wahrhaftig, Sie wollen mich täuschen und nicht mitkommen! Ich halte Sie indeß beim Worte, ich werde nicht eher von der Stelle, als bis ich die Lackstiefel an Ihren Füßen und die weißen Handschuh an ihren Händen sehe!"

"Ich gehe mit Ihnen," erwiderte Georg lächelnd, indem er sich erhob, um sich häutig anzuleiden, "es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind, denn ich befürchte, daß ich gegen meinen Willen den Ball vergessen haben würde."

"In Ihrem Interesse will ich diese Worte verschweigen, zum wenigsten gegen alle Damen!" rief Schnorr. "Doctor, einen Ball vergessen, ist in den Augen einer Dame eben so viel, als irgend ein graues Verbrechen mit kaltem Blute begehen! Ich glaube, man würde es Ihnen eher verzeihen haben, wenn Sie sich in die Häßlichkeit von Allen verliert hätten, als ein solches, nicht das geringste Interesse verrathendes Vergessen!"

"Hoffentlich werde ich mich nicht in die Häßlichste verliehen!" warf Georg scherzend ein. "Eine häßliche Dame ist für mich noch schrecklicher als ein schöner Mann! Nun kommen Sie. Sie müssen mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich auf meine Toilette nicht allzuviel Zeit verschwende."

"Ganz wie ich!" bemerkte Schnorr. "Zu einem gemüthlichen Daseyn gehört etwas Unordnung im Anzuge. Wenn ich nach den Ansichten eines Stuzers je ganz tadellos gehen sollte, so würde ich eins der unglücklichsten Geschöpfe seyn. Ich möchte dem Manne fluchen, der die neuen Röcke erfunden hat, denn die alten sitzen viel bequemer."

"Es ist wie mit den alten Gewohnheiten und Anschauungen," entgegnete Georg scherzend.

"Nein, nein, Doctor!" rief Schnorr eifrig. "Eine alte Anschauung, die durchlöcher ist, werfe ich mit Freuden von mir, allein von einem alten Rocke trenne ich mich sehr — sehr schwer — gerade der Löcher wegen. Sie mögen mich auslachen, allein es liegt wirklich in einem solchen Loch im Rocke etwas Wohlthuendes und Anheimelndes, es leuchtet daraus das Bestreben hervor, das wirklich Menschliche — und das ist ja immer das Edle — zum Durchbruch kommen zu lassen; ein solches Loch ist eine poetische Verdönnung mit dem Gedanken, daß alles Irdische hinfällig ist. Ein solches Loch ist gleichsam das Symbol der Freiheit, das Symbol der Entfesselung aller einschränkenden Gewalten und beengenden Mächte, es ist die erste Bresse in dem uns beengenden Absolutismus, und ich sage Ihnen deshalb: die Löcher im Rocke haben noch eine große Zukunft, weil sie sich auf das Princip des Fortschritts

und des steten Weiterreichens stützen, sie sind frei von Selbstsucht und gerecht, denn sie lassen das unter ihnen Liegende auch zum Vorschein kommen."

Unter diesem scherzhaften Gespräche erreichten sie das Hotel, in welchem der Ball stattfand. Der Ball begann. Nachdem die Polonaise beendet war, zogen sich die älteren Herren in die Nebenzimmer zum Spiel zurück. Georg lehnte an dem Thürpfosten eines Nebenzimmers und schaute, halb in Gedanken versunken, in den Saal, auf die Tanzenden, die an ihm vorüberschwebten.

(Fortsetzung folgt.)

### Goldföner.

\* \* Der Kluge wird vom Dummen geholt und mag sich der Erstere noch so viele Mühe geben, seine Ueberlegenheit nicht zu zeigen.

\* \* Trägheit in Behandlung der Lebensretardaten und Leichtsin in Vorgen von der Zukunft haben schon das schönste Daseyn zerrüttet.

\* \* Das Uebergewicht der Neigungen entschuldigt den Menschen nicht, daß er nicht Herr seiner selbst ist; er soll seine Kraft gebrauchen lernen, die in der Vernunft besteht. Widerstehe nur gleich anfangs unregelmäßigen Leidenschaften, und du wirst fähig werden, den Ungeflüm auch der rasendsten zu zügeln. Leibniz.

### Die Macht des Liebes.

Rege des Gesanges Weisen  
In ein armes Menschenherz,  
Schlag' darum das beste Eisen  
Und umgieb' es fest mit Erz.  
Kommt der Frühling, wird's zerspringen,  
Edneud bricht das Erz entzwei,  
Und das Lieb, es wird erklingen  
Wie ein lauter Freundschaftsrei. R. Strüch.

### Zur Geschichte des Blitzableiters.

Von Hermann Meier.

Den schrecklichen Wirkungen und der verwüstenden Kraft des Blitzes ausgefetzt, hat der Mensch zu allen Zeiten sich auf jealiche Weise dagegen zu schützen versucht. Das Alterthum suchte seine Zuflucht in religiösen Uebungen, das Mittelalter glaubte durch Gebete, Zaubermittel und durch das Plüthen der geweihten Glocken den Blitz beschwören zu können; die neuere Zeit vertraute auf Geschützsalben, die auf die Gewitterwolken abgefeuert wurden, bis Benjamin Franklin den einzig guten und hinreichenden Blitzableiter erfand.

Wir wollen hier Einiges aus der Zeit mittheilen, als man noch die sonderbarsten Vorstellungen über diese großartige aber furchtbare Naturerscheinung hatte, um daraus zu sehen, mit welchen fremden Waffen man den unbekanntem Feind glaubte bestegen zu können.

Die alten Etrusker umgaben ihre Wohnungen mit Weisweinstöcken, um sie gegen das Feuer des Blitzes zu schützen. Aus demselben Grunde sollen die Griechen und auch die Römer um ihre Tempel und Heiligthümer Lorbeerbäume, und die Hindus Oliven-, Dattel- und Palmbäume gepflanzt haben.

In der Naturgeschichte von Plinius lesen wir, daß Kaiser Tiberius immer einen Lorbeerkranz auf's Haupt setzte, sobald ein Gewitter im Anzuge war, und daß die Furchtamen unter seinen Zeitgenossen sich bei der Gelegenheit unter Seehundsfellen verstreuten, weil man glaubte, daß der Seehund und der Adler allein von allen Thieren durch den Blitz nicht verletzt würden.

Herodot erzählt von den Traciern, daß sie bei Gewittern ihre Pfeile in die Luft schossen, um dadurch ihrem Gotte Furcht einzujagen, daß er sie mit seinen Blitzen verschone.

Nach Cäsar versuchten einige gallische Volksstämme dadurch den Blitz abzuleiten, daß sie ihre Schwerter mit der Spitze nach oben in die Erde steckten; andere hatten die Gewohnheit, beim Gewitter große Feuer anzuzünden und sich dabei niederzulegen.

Wenn man einigen Schriftstellern glauben darf, soll der gelehrte Serbert, der spätere Paps Sylvester II., auf die Idee gekommen seyn, zur Abwehrung des himmlischen Feuers hölzerne Pfähle mit eisernen Spizen in gewisser Entfernung von einander in die Erde zu stellen.

Längere Zeit war man der Meinung, daß das Losbrennen von Geschützen die Gewitterwolken auseinanderreiben und eine Entladung derselben unmöglich machen könne. Aber besonders durch die genauen Untersuchungen Arago's hat es sich gezeigt, daß diese Meinung nicht nur falsch ist, sondern das Gegentheil von dem erreicht wird, was erreicht werden soll. Außerdem hat man die Erfahrung gemacht, daß große Schlächten, die im Sommer geliefert werden, fast immer schwere Gewitter und Stürme im Gefolge haben. Zahlreiche Beispiele hierfür liegen aus dem Bürgerkriege Amerika's vor, aber der stärkste Beweis für Arago's Ansicht ist das Gewitter gewesen, welches während der blutigen Schlacht von Solferino am 24. Juni 1859 sich entlud. Obgleich den ganzen Tag von Morgen vier Uhr an aus mehr als 600 Geschützen unaufhörlich gefeuert wurde und also nach der alten Meinung der Himmel vollkommen hell und unbewölkt hätte seyn müssen, zog gegen fünf Uhr Abends ein so gewaltiges Gewitter herauf, daß der Kampf aufhören mußte.

Der einzige taugliche Apparat, der die Wohnung des Menschen gegen den Blitz schützen kann, ist der Blitzableiter, wie wir ihn jetzt kennen. Er war das Resultat der interessanten Entdeckung Benjamin Franklin's 1752 in Nordamerika und fast gleichzeitig durch Dalibard und de Romas in Frankreich in Betreff der Luftelektricität und der vollkommenen Identität des Blitzes und des elektrischen Funkens.

Während letztgenannte Gelehrte sich vorläufig mit der Entdeckung der Theorie zufrieden stellten, hatte der praktische Geist eines Franklin keine Ruhe, bis die gewonnene Kenntniß ihn befähigte, den Blitzableiter zu erfinden und dadurch der Menschheit eine der größten Wohlthaten zu schenken. Es war im Jahre 1760, als er, der „Prometheus des achtzehnten Jahrhunderts“, wie ihn Kant nennt, seinen ersten Apparat auf dem Hause eines philadelphischen Kaufmannes, Mr. West, aufstellte. Dieser Apparat bestand aus einer spitzen eisernen Stange, welche mittelst eines Eisendrahtes mit einer andern Nebenstange, die sich tief im Boden befand, in Verbindung stand. Als solcher bald darauf von einem Blitzstrahl getroffen wurde, zeigte es sich, daß die Spitze der Stange geschmolzen und letztere um ein Drittel dünner geworden war. Aber das Haus West's war fast ganz unbeschädigt geblieben.

Nachdem sich die Erfindung Franklin's so glücklich bewährt hatte, durfte man glauben, sie bald allgemein benutzt zu seyn. Das war jedoch nicht der Fall, denn während in Amerika bald alle öffentlichen und Privatgebäude mit Blitzableitern versehen waren, wollte man in Frankreich und England nichts davon wissen, ja man verbot sogar deren Einführung.

In England geschah dies letztere aus politischen Rücksichten. Eine Erfindung, wenn auch noch so interessant, die ein Rebell und Anführer wie Franklin gemacht hatte, konnte vor den Augen des schwachen Königs Georg III. keine Gnade finden. War er auch selbst Schuld an dem Abfall der nordamerikanischen Kolonien vom Mutterlande, so fragte er doch, einem zweiten Nathanael gleich, voller Erbitterung: Kann von dort etwas Gutes kommen?

Aber die Thatsachen redeten zu deutlich, täglich sprachen amerikanische Berichte für die Vortrefflichkeit der Blitzableiter; außerdem hatten die Experimente eines Dalibard und anderer europäischen Naturforscher überzeugend den wohlthätigen Einfluß der metallenen Spitzen auf die Gewitterwolken bewiesen — Georg III. würde schließlich endlich wohl gezwungen worden seyn, das kostbare Geschenk des verhassten Franklin zu acceptiren — da bot sich eine willkommene Gelegenheit dar, dieser „Schmach“ zu entgehen. Einige „große“ Gelehrten hatten entdeckt, daß Ableiter mit spitz auslaufenden eisernen Stangen die Gefahr, statt sie abzuwenden, vergrößerten, daß solche, falls sie Nutzen schaffen sollten, ein rundes Ende haben müßten. Sofort ließ unser braver König, der gewaltige Angst vor dem Gewitter hatte, auf seinen Palast Whitehall einen Ableiter dieser Konstruktion anbringen. (Schluß folgt.)

#### Zeichenbegängniß eines indischen Fürsten.

Am 13. Februar starb der regierende Fürst von Joudhpore, der Mata Rajah Taji Singh, im Alter von 52 Jahren und nach einer glänzenden Regierung von 28 Jahren und 6 Monaten. Unmittelbar nach seinem Tode wurden Vorbereitungen für die Verbrennung der Leiche getroffen. Früh am Morgen wurde der Leich-

nam in kostbar mit Gold gestickte Kleider gekleidet und mit Juwelen im Werth von 100,000 Thalern geschmückt. In sizender Stellung wurde er hierauf in einer Sänfte zu dem bezeichneten Flecken getragen, gefolgt von seiner gewöhnlichen Cavalcade und einer Musiktruppe. Vor dem Zuge gingen zwei Elephanten her, welche mit Gold- und Silbermünzen im Werthe von etwa 85,000 Thalern belastet waren. Diese Münzen wurden alle hundert Schritte unter die Menge gestreut, und den Kampf, welcher um den Besitz einiger solcher Münzen jedesmal erfolgte, mit anzusehen, war geradezu schrecklich. In einer Entfernung von etwa sechs englischen Meilen von der Hauptstadt befand sich der Familienverbrennungsplatz des Rajah's, und dort waren alle Vorbereitungen für den Empfang getroffen worden. Auf einem großen, aus Holz und großen Massen leichter Brennstoffe errichteten Scheiterhaufen wurde der Leichnam des Fürsten mit den Juwelen und Cashmir-Schawls ehrfurchtsvoll gelegt, und genau um 10 Uhr am Donnerstag Morgens zündeten die Brahminen unter Gebeten den Scheiterhaufen an, worauf ein furchtbares, durchaus betäubendes Geschrei von den Herumstehenden ausgestoßen wurde. Die Hitze war so groß, daß man in einer Entfernung von 3000 Fuß vom Scheiterhaufen kaum stehen konnte. Nach wenigen Stunden war die Leiche verbrannt und auch nicht die geringste Spur derselben übrig geblieben. Die Asche ließ man darauf zwei Tage lang abkühlen, worauf sie mit großem Pomp und Gepränge zurück nach dem Palaste gebracht wurde. Von dort wird sie seiner Zeit nach den verschiedenen heiligen Orten wie Hurdwar und Benares u. a. m. geschickt werden, versteht sich nicht ohne Begleitung bedeutender Geldsummen zur Vertheilung unter die Brahminen und andere religiöse Bettler. Seit dem Tode, an welchem der Fürst starb, haben 5000 Priester an den Thoren des Palastes regelmäßig Nahrung und eine Ruppe täglich erhalten. — Um ihren Kummer und ihre Trauer auszudrücken, haben sämtliche Einwohner ohne Unterschied der Kaste Bart- und Haupthaare kahl wegrastr. — Der Rajah hatte eine beträchtliche Anzahl von Frauen und Kebsweibern, von denen viele den Wunsch kaum unterdrücken konnten, nach alter Sitte sich auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten und Herrn zu opfern. Die einen wünschten es, weil sie wirklich um den Verlust des Fürsten trauerten, die andern, weil sie es für respektabel hielten. Aber Dank dem Einflusse der britischen Regierung ist es zu solchen abscheulichen Menschenopfern nicht gekommen. Sonst pflegten bei solchen Gelegenheiten ein Duzend Weiber umzukommen. Der Thronfolger Rajah Jaswant Singh Bahadoor hat kühn verweigert, solche Barbarei zu dulden und geschworen, jeden streng zu bestrafen, der zu solchen Thaten ermuntern würde. Der jetzige Herrscher scheint ein edler und aufgeklärter Fürst zu seyn und man darf hoffen, daß seine Regierung eine gute und glückliche seyn werde.

#### Maritätenkästlein.

† Garbelieutenant: „Du bist ein netter Junge, Du gefällt mir und sollst mein Bursche werden.“ — Einjähriger: „Entschuldigen, Herr Lieutenant, ich halte mir selbst zwei Bedienten!“

#### Logogryph.

Wie dußt' ich so schön! — von der Wahlzeit das Beste;  
Es freuen auf mich sich lustern die Gäste;  
Verseze jetzt zwei der Zeichen in mir,  
Dann sind wir beim größten Oceansthier;  
Die beiden letzten laß jetzt mir entschwinden,  
Als Zeichen der Mannheit wirst Du mich dann finden.

#### Charade.

Die erste beide sind ein Instrument  
Zum Schlagen, das wohl jeder kennt;  
Wär' bei der zweiten erstes Zeichen weich, statt hart, —  
Auf Bergen stand sie früher von verschied'ner Art;  
Die letzte Anjenthalt des Viehes ist;  
Das Ganze doch berühmt als Orientalist. B.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:  
1) Kellerhals. 2) Nachtpfau.

Redigirt. gedruckt und verlegt von Wils. Franksler.